

frühen Vergeltung, von einem göttlichen Gerichte, von einem jenseitigen Leben keine Rede sein könne. Wie genau kannte jener ungerechte Verwalter des Evangeliums die Mittel, die ihm in seiner fatalen Lage noch zu Gebote standen! Er überlegt: graben — betteln? Nein! das wären nicht die rechten Mittel, um zum Ziele zu kommen; er will ja genießen: und wie klug hat er das Mittel zu diesem Ziel erwogen! Ja, so klug, daß sein Herr selbst nicht umhin kann, seine Klugheit zu bewundern. Und klar am Tage liegt auch die Beobachtung, die der Heiland hier ausspricht: daß die Welt in der Klüger, d. h. erfindungsreicher sind an Mitteln für ihre Sache, als die Kinder Gottes für die ihrige. Ach! wie viel mehr wäre von jeher den Kindern des Lichtes in der Welt gelungen, wenn sie mit dem Eifer etwas mehr Ueberlegung, mit der Arglosigkeit etwas mehr Vorsicht, mit ihrem Blicke auf das Ziel etwas mehr den Blick auf die Mittel verbunden hätten! Unwillkürlich denke ich da an das unglückliche Frankreich: mit welcher Arglosigkeit — um nicht zu sagen Sorglosigkeit — haben die Katholiken Frankreichs seit einer Reihe von Jahren die Feinde ihrer Kirche das Werk der Zerstörung ausführen lassen, ohne sich ernstlich auf die Mittel zu bestimmen, diesem teuflischen Vorgehen Einhalt zu tun. Es ist nicht lediglich Gottvertrauen, was der Haltung der Katholiken zu Grunde lag: es ist — abgesehen von der Eigenart der dortigen Verhältnisse — auch ein großes Maß von Trägheit auf Seite der Katholiken, was den Feinden Gottes und Seiner Kirche sehr zu Statten kam.

Was die weltlichen Dinge betrifft, da sind eigentlich nur sehr Wenige, welche die Hände zusammenfalten und ruhig warten, was der liebe Gott ihnen in den Schooß fallen lassen will. Da erkennen sie es ganz gut, daß, wer essen will, auch arbeiten, und wer gut ruhen will, sich auch gut betten muß. Nur in geistlichen Dingen legt man so die Hände zusammen und läßt's darauf ankommen. Auch die frommeren Christen überlegen gar zu oft nicht, durch welche Mittel sie wohl das Reich Gottes noch kräftiger fördern könnten, als sie es tun — durch welche Mittel sie selbst immer mehr Eigentum des Herrn werden, durch welche Mittel sie an Gottesfurcht und Tugend erheblich wachsen könnten: ich sage, darüber ernstliche Reflexionen anstellen, das tun doch eigentlich nur Wenige. Man läßt sich (wenn ich so sagen darf) in religiöser Hinsicht eben so gehen und schleppt alte Gewohnheitsfehler durch ein ganzes Leben hin, so daß trotz Glaube und Evangelium erbärmliche Schwachheiten uns aufleben wie unser Schatten.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Wie viel besser würde es um unser religiöses Leben stehen, wollten wir nur ernstlich die Mittel zu einer wahren Besserung überlegen, um sie dann auch ernst und energisch anzuwenden! Die Weltkinder haben bei all ihrem Tun und Trachten nur irdischen Vorteil im Auge — der Christ aber darf für treue Pflichterfüllung einen Lohn erwarten, der alles Irdische in unendlichem Maße übersteigt.

Papst Leo XIII. †

Von Otto Heinrich.

„Die Sonne sinkt im Westen tief zu Tal,
Auf dich, o Leo, fällt ihr letzter Strahl.
In den verdorrten Aëren langsam dorrt
Das Leben ein und schwindet langsam fort.
Der Tod entsendet seinen Pfeil, und bald
Ruht in dem Leichentuch der Körper kalt.“

Diese ins Deutsche übertragenen Eingangsworte eines italienischen Gedichtes, das Papst Leo XIII. schon vor mehreren Jahren an den inzwischen verstorbenen Geschichtschreiber Cesare Cantù richtete, sind nun zur Wahrheit

geworden: Der Nachfolger Pius IX. ist aus dem Leben geschieden, und mit ihm ein Mann, dessen Namen die Geschichte unter die großen Päpste einreihen wird. Er hat das Papsttum mit neuem Glanze umkleidet, ist gleich hervorragend gewesen als Papst, als Diplomat, als Gelehrter und als Dichter, und selbst die Gegner der Kirche haben nicht umhin gekonnt, den ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften dieses Trägers der Tiara die gebührende Anerkennung zu zollen.

Papst Leo XIII., geboren am 2. März 1810 und Papst seit dem 3. März 1878, ist weit über das Durchschnittsmaß der Lebens- und Regierungsdauer der Päpste hinausgerückt. Von den 263 Päpsten, die seit Petrus gezählt werden, haben nur elf länger als 17 Jahre regiert, und seit der Rückkehr des Papsttums von Avignon (1378) haben nur 16 Päpste das 80. Lebensjahr überschritten. Schon vor zwanzig Jahren sprach man bei jeder Gelegenheit von seiner erschreckenden Blässe und Magerkeit, und im Jahre vor seiner Thronbesteigung schrieb ein Priester von ihm: „Sein Körper enthält gerade so viel Materie, als eine Seele bedarf, um darin wohnen zu können. Das Zittern seiner Hände deutet auf Altersschwäche.“ Unzählige Male schon ließ die Fama den Papst dem Tode nahe sein, und dennoch hat Leo XIII. bei seiner asketischen und streng geregelten Lebensweise es zu so hohen Jahren gebracht, die Zahl jener ehrwürdigen Greise des 19. Jahrhunderts vermehrend, die in ungeminderter Geisteskraft ausharrten bis zu dem Augenblick, da sie, hochbetagt über das Durchschnittsalter der Sterblichen, abgerufen wurden. Der greise Pontifex, dem sonst die Eitelkeit fremd war, empfand mit dem zunehmenden Alter doch eine Art von Stolz darüber, daß er es so weit gebracht, und noch bei Bismarck's Tode äußerte er zu seinem Leibbarzter Dr. Raponi: „Merkwürdig. Mein armes Körperchen zeigt doch mehr Widerstandsfähigkeit als der Leib der Riesen dieses Jahrhunderts!“ Nun ist auch er zu seinen Vorgängern auf dem Stuhle des heiligen Petrus verjüngt worden, von denen er fünf — Pius VII., Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI. und Pius IX. — regieren gesehen hat, bevor er ihnen als der sechste Papst im 19. Jahrhundert folgte.

Joachim Pecci entstammt der kleinen Ortschaft Carpignano bei Anagni, wo die aus Siena stammende Familie Pecci einen Palast und etwa die Hälfte des gesamten Grundeigentums besitzt. Sein Vater war Sindaco (Bürgermeister) und Titularoberst der Milizen, dem seine Gemahlin Anna, die ihren Stammbaum auf Cola Rienzi zurückführen konnte, fünf Söhne und zwei Töchter schenkte. Als zweitjüngster Sohn kam der spätere Papst zur Welt.

Von seinem achten Jahre an wurde er mit seinem drei Jahre älteren Bruder Joseph, der als Kardinal gestorben ist, im Jesuitenkolleg erzogen, und nach sechs Jahren kamen beide in das Collegium Romanum zu Rom, in dem Leo XII. den Unterricht gleichfalls in die Hände der Jesuiten gelegt hatte. 1832 erhielt Joachim Pecci, dessen Begabung sich als eine hervorragende erwies, den theologischen Doktorgrad und kam in die Accademia dei nobili ecclesiastici. Bald eröffnete sich ihm eine glänzende Laufbahn. Schon 1837, als er noch nicht Priester war, wurde er auf Vorschlag des damaligen Kardinal-Staatssekretärs Lambruschini vom Papst Gregor XVI. zum päpstlichen Hausprälaten ernannt und dann — eine fernere Auszeichnung — am 31. Dez. durch den berühmten Kardinal Odescalchi, den Generalvikar des Papstes, zum Priester geweiht. 1838 wurde er päpstlicher Delegierter in der Provinz Benevent, 1841 zu Perugia, 1843 Erzbischof von Damiette in partibus infidelium in Brüssel, wo König Leopold I. den ersten Kirchenfürsten aufrichtig liebte. Seine schwache Gesundheit ertrug indessen das Klima des Nordens nur

schwer, deswegen erbat er seine Abrufung und begab sich über Frankreich, England und Deutschland nach Rom zurück. 1846 wurde er zum Erzbischof von Perugia ernannt, wo er eifrig den Liberalismus bekämpfte und durch seine Wirksamkeit auf sozialem Gebiet Großes leistete. Gregor XVI. hatte ihn bereits zum Kardinal in pectore reservirt, als er bald darauf starb, und Pius IX. den Stuhl Petri bestieg. Unter ihm wurde Pecci erst 1853 Kardinal und blieb in Perugia. 1877 berief der Papst den Kardinal Pecci als Kardinal-Camerlengo, der im Falle eines Konklave als „Reichsverweser“ zu fungiren hat, nach der Siebenhügelstadt.

Schon nach einem halben Jahre trat der Kardinal als Camerlengo in Tätigkeit. Pius IX. starb. Am 18. Februar 1878 zogen die Kardinäle in's Konklave, und am 20. Februar Mittags verkündete der greise Kardinal Caterini von der innern Loggia der Peterskirche die Wahl Pecci's zum Papst. Am 3. März wurde er als Leo XIII. in der Sixtina mit der dreifachen päpstlichen Krone gekrönt.

Als der nun verstorbene Papst das Schifflein Petri übernahm, war es ein schwanzendes Fahrzeug im wilden Sturm der Wogen. Leo XIII. bestieg aber den päpstlichen Thron, wie ein Staatsmann, wie seit den großen Päpsten des Mittelalters fast keiner mehr im Vatikan residirt, ein Diplomat ersten Ranges, dessen Kunst und Gewandtheit sich selbst der eines Bismarck gewachsen erweisen sollte.

Leo XIII. machte den Kardinal Franchi zu seinem Kardinalstaatssekretär oder Minister des Auswärtigen, der leider schon vier Monate nach seiner Ernennung ganz plötzlich starb. Ferner wußte der neue Papst sofort wieder freundschaftliche Beziehungen zu den Monarchen herzustellen. Man begrüßte den „Friedenspapst“ überall mit Begeisterung.

Leo beseitigte als guter Hausvater allerlei Uebelstände in der päpstlichen Hofhaltung und in der Verwaltung der Finanzen mit Umsicht und Energie. Nach außen hin blieb sein Streben fortgesetzt auf Wiederherstellung des Friedens und auf Versöhnung mit den Staatsgewalten gerichtet. So gelang es ihm denn auch, zu Oesterreich, England, Spanien und Belgien bessere Beziehungen herzustellen, den Kulturkampf in Deutschland beizulegen und der katholischen Kirche in der nordamerikanischen Union durch Einsetzung der päpstlichen Delegation in Washington eine einflußreiche Organisation zu verschaffen. Selbst die Beziehungen zu Rußland gestalteten sich zeitweilig günstiger, 1885 übernahm der Papst die Vermittlerrolle im Streit des Deutschen Reiches mit Spanien wegen der Karolinen. Am 12. Oktober 1888 erhielt Leo XIII., als er sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feierte, den Besuch Kaiser Wilhelms II. im Vatikan, den der Monarch zum fünfzigjährigen Bischofsjubiläum am 23. April 1893 mit der Kaiserin wiederholte, zum drittenmal endlich erschien der deutsche Kaiser im Vatikan am 3. Mai 1903, nicht lange nach dem fünfzigjährigen Papstjubiläum Leo's.

Eisenbahnhygiene.

Von Dr. R. Koffen.

Die hygienischen Bestrebungen der Neuzeit, die ohne Frage hervorragend auf allen Gebieten sind, haben sich auch mit steigender Aufmerksamkeit dem Reisewesen zugewandt. Heute besteht auch für den Verkehr auf den Eisenbahnen in fast allen Ländern eine Sanitätspolizei. Dieser ist es in erster Linie zu verdanken, daß die Fortschritte in der Sicherheit und Bequemlichkeit des Reisens auf der Eisenbahn hervorragend zu nennen sind. Es läßt sich nicht leugnen, die Sicherheit des Eisenbahnreisens wächst fortwährend, wenigstens im deutschen Reiche. Zahlen beweisen. Zu dem Jahrzehnt 1887—1897 wurde von

2 1/2 Millionen Reisenden einer getötet, dagegen hat sich das Verhältnis in den letzten 5 Jahren so verbessert, daß bis jetzt auf 10 Millionen Reisender nur ein Todesfall vorkommt. Der wachsenden Sanitätspolizei verdanken wir viele gute Neuerungen, die nicht nur das Leben, sondern auch die Gesundheit der Reisenden schützen. Da ist zuerst der Oberbau der Schienen zu nennen, dann auch der Bettungsban. Die Schienen werden heute nur aus tadellosem Material gewonnen, so daß Brüche oder Knickungen fast zur Unmöglichkeit gehören. Zum Bettungsban werden nur noch Kies und Sand benutzt, während früher jeder Stoff gut genug war.

Leider sind auf deutschen Bahnen die Schutzvorrichtungen gegen Sonnenhitze und Kohlenstaub noch sehr mangelhaft. Durch die Kieselbettung ist wenigstens dem gewöhnlichen Staub leidlich Abbruch getan, dagegen steht man dem Kohlenstaub noch ziemlich machtlos gegenüber, denn mit der frischen Luft, die man doch in den Eisenbahnwagen auch nicht entbehren mag und kann, dringt der ungesunde Kohlenstaub unvermeidlich mit ein. Wie sehr auch unsere weit fortgeschrittene Technik auf seine Beseitigung, die ja zugleich eine enorme Ersparnis an Brennmaterial bedeuten würde, bedacht ist, die Erfolge sind trotz aller Rauchverbrennungs-Vorrichtungen doch nur sehr mäßige. Je größer die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit unserer Lokomotiven werden, um so stärker wird ihr Kohlenverbrauch sein und damit die Rauchentwicklung, die unseren Augen und unseren Lungen sehr wenig zuträglich ist. Es wird hiermit wohl nicht eher besser werden, als bis die Elektrizität als Besiegerin des Dampfes einzieht. Zum Glück steht diesem freundigen und gesunden Ereignis keine unüberwindliche Schwierigkeit entgegen. Die Elektrizität ist um so mehr befähigt, den Dampf vollständig zu ersetzen, als sie nicht so sehr an den Kohlenverbrauch gebunden ist — ja sie kann ihn sogar ganz entbehren, denn sie vermag sich infolge ihrer leichten Uebertragbarkeit aus dem reinen und unerschöpflichen Quell des Wassers zu nähren.

Der Kampf zwischen Dampf und Elektrizität wird sich voraussichtlich noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts abspielen. Die Hygiene kann nur auf Seiten der bligsaubereren Elektrizität stehen.

Bis zum endgiltigen Sieg der Elektrizität muß der Reisende sich möglichst selbst gegen Staub und Rauch schützen. Die erste Regel wäre die, die Fenster der Eisenbahnwagen auf der Windseite stets geschlossen zu halten. Das Eisenbahngesetz steht hier dem Reisenden zur Seite. Auf Wunsch nur eines Mitreisenden muß das Fenster auf der Windseite geschlossen werden.

Alle die schlimmen Krankheiten, die ängstliche Gemüter in der Kindheit der Eisenbahnen Reisenden prophezeiten, wie Gehirn-, Lungen-, Magen- und Nervenerschütterungen, sind so wenig in die Erscheinung getreten, daß die ängstlichen Propheten der Lächerlichkeit anheim gefallen sind. Immerhin giebt es aber noch manche Reisende, die während einer Eisenbahnfahrt so heftig von Gehirn- und Magenstörungen betroffen werden, daß bei ihnen eine Art Seekrankheit auftritt.

Zur Bekämpfung dieses Uebelwerdens gelten dieselben Mittel wie bei der Seekrankheit. Man fahre stets mit dem Gesicht nach der Lokomotive zu und lasse möglichst viel frische Luft in das Abteil. Wer das Fahren auf der Eisenbahn nicht vertragen kann, lasse sich von seinem Arzte eine kleine Portion Chloroform verschreiben, etwa 5—10 Gramme, und nehme vor dem Einsteigen hiervon 10—12 Tropfen in einem Glase Wasser. Das beruhigt die Nerven sofort. Manchen hilft es, wenn sie vor der Fahrt gut und kräftig essen und einen Kognak trinken. Manchen Damen hilft schon das Trinken einer Tasse Chokolade. Viele glauben, daß die Fahrgeschwindigkeit die Haupt-

schuld an ihrem Uebelwerden trage; das aber ist ein großer Irrtum, denn gerade die schnellsten Züge fahren am besten, leichtesten, wenigstens heute und im europäischen Verkehr. Die Fortschritte in der Bequemlichkeit und Eleganz der Personenwagen, namentlich bei durchgehenden Zügen, sind ohne Frage groß und immer noch im Fortschreiten begriffen. Haben wir auch noch nicht das amerikanische Vorbild der hotelartigen Einrichtung der Züge erreicht, so liegt das nur daran, daß bei uns Reisen von mehr als vierundzwanzigstündiger Dauer selten sind. Da aber schon bei kürzeren Reisen eine zeitweilige Bewegung des Reisenden im Wagen zur Gesundheit notwendig ist, so wäre es wünschenswert, wenn wir von den Amerikanern recht bald das Gute annähmen, was sie im Eisenbahnwesen haben.

Zur Beruhigung und Sicherheit der Reisenden würde es dienen, wenn schwere kranke Personen oder solche Patienten, die an epidemischen Krankheiten leiden, in besonders gebauten Wagen befördert würden. Auf jeder Station müßte ferner mindestens ein Rettungskasten, nebst Tragkorb, in jedem Zuge eine Tragbahre und Verbandgerät vorhanden sein. Viele Reisende führen zwar eine sogenannte Taschenaepothek mit sich, aber was will diese Miniaturausgabe besagen einem großen Eisenbahnunfall gegenüber. Da ist eben der einzelne Mensch machtlos, da muß die Allgemeinheit helfend oder noch besser vorbeugend eingreifen. Dieses ist um so mehr nötig, als mit der räumlichen Ausdehnung des Eisenbahnnetzes die Zunahme des Verkehrs nicht nur gleichen Schritt gehalten hat, sondern sogar viel stärker geworden ist, weil mit jeder neuen Linie der Verkehr der alten weiter wuchs und die Zahl der Reisenden stetig stieg. So entfielen in Deutschland im Jahre 1890 auf jeden Kilometer 260 000 Personenkilometer, im Jahre 1900 aber auf jeden Eisenbahnkilometer 550 000 Personenkilometer. Die Gesamtlänge der auf deutschen Bahnen zurückgelegten Reisen betrug im Jahre 1890 elf Milliarden Personenkilometer, im Jahre 1900 über 20 Milliarden.

Es steht zu hoffen, daß mit der Zunahme der Zahl und Ausdehnung der Reisen auch die Eisenbahnhygiene gleichen Schritt hält.

Die Mittagsfrau.

Von Margarete Berlin.

Auf der mit Weinlaub umrankten Veranda vor dem großen Herrenhause stand Mamsell und sah, die Hand über die Augen gelegt, unerblickt über den Hof, der grell von der Mittagssonne beschienen, vor ihr lag. Mamsell war durch und durch unruhige Erwartung.

Es hatte längst Mittag geläutet, die Arbeiter und die Pferde waren daheim zur Rast — nur der Herr fehlte noch. Seling schüttelte betrübt das graue Haupt. „Wozu tut er das?“ sagte sie halblaut vor sich hin. „Er gehört des Mittags nach Hause, wie sich für Mensch und Vieh bei Hochsommerzeit gehört.“

Da tauchte der Erwartete am Postor auf. Ein schlanker junger Mann wars, in einfacher Schilfjoppe, Reitbeinkleidern und hohen Wasserstiefeln, den Strohhut hatte er abgenommen und trug ihn lässig in der Hand. Langsam, ganz langsam kam er daher, den Kopf geneigt, die biegsame stolze Gestalt leicht geneigt, als trüge er schwere Sorgenlast. — Und sorgenvoll waren auch die jungen Züge des offenen Gesichtes, welches er, auf dem knirschenden Kies der Vorfahrt angekommen, zu Seling erhob.

„Nun — Seling, was passiert?“

Auch die junge Stimme klang müde.

„Nee — Herr Baron — passiert ist sich da nix, aberst ich hatt' Sorge um den Herrn Baron . . .“

„Um mich — Seling, wie kommen Sie dazu?“

„Die Leut' sind schon lang' herein, und der Herr waren noch draußen . . .“

Es klang wie ein Vorwurf aus den Worten der alten treuen Wirtschafterin, die Hans Gregor von Liegenfeld einst auf den Armen getragen hatte.

„Na — und . . .?“ Die Augen des jungen Mannes ruhten verständnislos auf Mamsells Antlitze, während er sein feines weißes Taschentuch nahm und die erhitzte Stirn trocknete, die in ihrer lichten Weise merkwürdig abtack von dem übrigen sonnegebräunten Gesicht.

„Der Herr muß erst essen“, sagte Seling und öffnete die Tür zum Eßsaal, der nach Nord'n gelegen, kühl und lustig war. Der große Tisch in der Mitte, früher und bei festlichen Gelegenheiten der gewöhnliche Eßtisch, war zusammengehoben, ein kleinerer, vor einem großen altmodischen schwarzen Ledersofa, aber zierlich für eine Person gedeckt. Hans Gregor ließ sich mit einem tiefen Seufzer in die Polster des alten Sofas fallen. Dann langte er zur Wasserkaraffe und goß sich ein Glas frisches Wasser ein. Langsam leerte er es mit einem Zug. Dabei lächelte er. Was wohl seine ehemaligen Kameraden dazu sagen würden, daß Hans Gregor von Liegenfeld Wasser trank — ohne Zusatz von Wein? Und wenn sie ihn hier sehen würden, in dem großen öden Eßsaal vor dem kleinen Tisch? Sein Blick fiel auf das Tischtuch und auf die große Serviette, die zu groß war für seinen kleinen silbernen Serviettenring. Mamsell hatte sie mit einem bunten Aehrenband, wie sie die Schrittmädchen zum Binden der Herrschaft am ersten Tage der Roggenernte benutzen, zusammengebunden.

Wie grob der Faden war, ganz anders, als er gewohnt war — aber Seling hatte ihm auf seine Bemerkung hierüber, gesagt: „Bei des Herrn seliger Frau Mutter hatten wir auch für gewöhnlich immer das selbst gesponnene. Die Frau Urgroßmutter hat noch alles eigenhändig gesponnen. Viel Damast ist nicht mehr da. Wenn der Herr bestimmt, kann ich aber in Demmin feineres Tischzeug kaufen.“

Da hatte Liegenfeld heftig den Kopf geschüttelt. Kaufen — bei diesen Zeiten kaufen! Er hatte ja den bunten Rock an'gezogen, um seine „alte Klitsche“ aus Gläub' erhänden zu retten.

Er hing an Liegenfeld, an dem alten Familiengut. Und er wollte wenigstens versuchen, das gut zu machen, was die Wirtschafterin des ungetreuen Vormundes verschuldet.

Er hatte sich doch die erdenkliche Mühe gegeben, ein ordentlicher Landwirt zu werden — und nun — nun sollte die erste Ernte kommen. Das Korn war reif — die nächsten Tage brachten Erfüllung alles Hoffens. Deshalb trieb's ihn hinaus — trotz Hitze und Sonne — hinaus aufs Feld, wo der goldene Roggen so verheißend stand.

Würde er die Summe, die er sich abzuzahlen verpflichtet hatte, bringen?

Hans Gregor fing schon wieder an zu rechnen, und wenn er rechnete, vergaß er Essen und Trinken. Da ging die Tür — Seling brachte eine dampfende Schüssel.

„Seling — was machen Sie da? Brühe soll ich essen, haben Sie nicht rote Grütze mit frischer Milch?“

Seling lächelte.

„Erst ist der Herr etwas Hühnerbrühe mit Fleisch und Reis — dann kommt die Grütze nach — sonst ist das ungesund.“

Hans Gregor fügte sich lachend.

„Und was ist sonst noch ungesund, Seling, daß ich noch nach Mittagläuten heute draußen war?“

„Nee — Herr Baron — ungesund sonst nicht, aber um Mittag — Sie wissen doch,

da kommt, wenn man auf dem Felde ist, doch die Mittagsfrau, die Roggentrud — und wenn sie trifft, den schlägt sie tot.“

„Wer hat die Mittagsfrau schon gesehen?“ fragte Hans Gregor.

„Viele, Herr — die, die da schlafen und nach Hause zu weit haben, die haben sie auch schon gesehen, aber denen tut sie nichts Ernstliches zu Leide. Wer aber arbeitet, anstatt zu ruhen in der Mittagssonne, den schlägt sie tot.“

„Na — wie sieht sie denn aus?“

„Groß, Herr Baron und schön! mit langen blonden Haaren, die ihr um die Schultern fliegen, ein weißes Kleid hat sie an und Kornblumen trägt sie in der Hand. Aber es mag ihr Niemand begegnen, wer sie sieht, kriegt den Ab.“

„Na, Selling, sein Sie nur ruhig. Das ist ja alles Aberglauben. Mir ist sie nicht begegnet und sie wird auch wohl nicht kommen.“

„Ree — Herr, das ist kein Aberglauben“, beharrte Selling. „Die Mittagsfrau ist da — das ist nun gewiß. Aber wenn sie der Herr nicht zu sehen kriegt, ist das ja desto besser für den Herrn.“

Sie nahm die Teller fort, setzte die kühle Fruchtpeise mit Milch auf und ging hinaus.

„Der Herr ist so ein Moderner — der nennt das Aberglauben, was doch andere gesehen haben.“

Hans Gregor streckte sich auf das bequeme alte Sofa, legte den müden Kopf in die kühlen Polster und dachte nach.

Ach — wenn er hätte Soldat bleiben können — dann — ja dann wäre es alles anders geworden. Dann säße er hier nicht, arbeitend, sparend und rechnend auf seiner alten Kutsche, sondern wäre froh und sorgelos unter den Kameraden. Aber — der Abschied vom Soldatenleben, der war einigermaßen verschmerzt, aber nicht der Abschied aus der Stadt, wo die wohnte, die er so gern die Seine genannt. Doppelt war es ihm jetzt verwehrt, um das wohlhabende Mädchen zu werden — der ringende und kämpfende verschuldete Grundbesitzer durfte nicht den Schein erwecken, als wolle er sich das Leben mit ihrem Vermögen erleichtern. So mußte das Wort ungesprochen bleiben.

Ob Elisabeth seiner wohl noch gedachte? Sie hatte ihn so mitleidig angesehen, als er damals Abschied genommen hatte. Und ihm so viel Glück gewünscht. Glück! Als ob er glücklich sein würde, wo sie fehlte . . .

„Herr Baron, der Kornhändler fragt nach dem Herrn . . .“ Selling stand auf der Schwelle — mit einem tiefen Seufzen richtete Hans Gregor sich auf.

Die Ernte war im Gange. Schwer fielen die Halme unter den Sensen der Mäher zur Erde, rüstige Frauen und Mädchen banden die Garben auf. „Wi hebben 'n gut Deel mier hocken as wi in vorigen Johr“, sagte der alte Vogt freudig zum Herrn, als das eine Feld gemäht war. Nun kommt das Einfahren.

Hans Gregor beobachtete jedes Wölkchen am Himmel. Jetzt nur kein Regen, Herr Gott im Himmel — denn — ist der Roggen geborgen und eine Summe abgezahlt — dann ist ein großes Stück von Liegenfeld erst mein. So steht er draußen auf dem Feld. Er achtet der brennenden Sonne nicht — morgen soll auch dieser Weizenschlag gemäht werden. Wird er Segen bringen — Wird er lohnen?

In Hans Gregors Hirn wirbelt es, er kann kaum noch rechnen, er kann nur noch immer und immer wieder fragen: Wird Liegenfeld dir bleiben? Oder ist das Opfer deiner Carrière nunmehr gebracht, werden die Gläubiger in kurzer Frist die Herren hier sein? Was wird dann aus dir? Zurück zum

Regiment — ein armer Offizier? Undenkbar! Inspektor auf fremder Scholle? Unmöglich — Amerika — der Zufluchtsort so mancher geknickten Existenz?

Hans Gregor achtet nicht darauf, daß es Mittag ist, die Leute ziehen grüßend an ihm vorüber. Er steht am Rande des Weizenackers und blickt fast traumbevangen über die wogenden Aehren, die golden blühen in der Glut der Mittagssonne.

Und da — da kommt sie über den schmalen Fußpfad, der den Weizen vom Bruchacker trennt, die Mittagsfrau. Hans Gregor blickt wie gebannt hinüber. Das ist das Korngespinnst, von dem Selling gesprochen hat — genau so sieht es aus. Ein großes schönes Mädchen mit blondem Haar und weißem Kleid, einen Strauß von Feldblumen in der Hand!

Und gerade auf ihn schreitet sie zu — er hat sie gelockt durch seine Gegenwart zur Mittagszeit, wenn die Welt für eine kurze Spanne Zeit in Ruhe liegen soll — er hat sie gelockt durch seine Habjucht, seinen Eigennutz, der gerechnet hat auf den Erlös der Ernte. Wird sie den Erlös zu Schanden machen? — Ganz nahe ist sie bei ihm — die Sonne flirrt und flimmert in tausend Strahlen um ihr Haar — er sieht nichts mehr und laut aufstöhnend sinkt die kraftvolle junge Gestalt zur Erde.

Ganz langsam, ganz allmählich kommt ihm das Bewußtsein zurück, wie linde kühlende erfrischende Ströme fühlt er es über Stirn und Antlitz fließen, die dumpfe Bewußtlosigkeit weicht allmählich. Verwundert blickt er um sich — war er nicht in der Sonne umgefallen? Und nun scheint er im Schatten zu liegen, ein großer blauer Schirm ist über ihm aufgespannt. Und immer noch fließen die kühlenden Ströme. Er hebt die rechte Hand zu seinem Kopf — ja — was ist das — um das Pulsgeleak — er vergleicht seine Arme — auch des linken — zieht sich ein schmaler weißer nasser Zeugstreifen, auf Stirn und Hinterhaupt liegt ein nasses kühlendes Tuch, es fällt ihm beim jähen Aufrichten fort — wo ist er nur — was ist mit ihm geschehen . . .

Ach ja, — die Mittagssonne brannte, die er fliehen sollte, wie Selling ihm geraten — er tat's nicht — und da kam die Mittagsfrau . . .

Und jetzt steht sie wieder vor ihm, aber sie trägt bekannte Züge, die Züge Elisabeths von Tornau. . .

„Ist Ihnen besser, Herr von Liegenfeld?“ fragt die klare Stimme freundlich — „sehen Sie, ich kam zur rechten Zeit, als Sie hier ohnmächtig umfielen . . .“

„Gnädiges Fräulein — Sie — Sie nahmen sich meiner an, Sie sind die Spenderin der wohlthuenden Umschläge . . .“

„Die Sie, wie ich sehe, von sich geworfen haben — so — hier ist ein anderes — sie faltet dabei geschickt und selbstverständlich ein Tuch, welches sie soeben im nah vorüberfließenden Bach gespült hat, zusammen, bückelt sich und windet es ohne allerlei Ziererei kunstgerecht um Stirn und Haupt des jungen Mannes. Dann bemächtigt sie sich seiner Hände und erneuert die Umschläge um das Pulsgeleak. Dabei plaudert sie unbesorgen: „Ich bin seit zwei Wochen hier in Herzfeld zu Gaste. Ida Winkler ist meine Cousine. Sie kennen Winkler doch auch?“ —

„Ich verkehre aber wenig in der Nachbarschaft.“

„Das ist nicht recht, Herr von Liegenfeld — Sie sollten kein Einsiedlerleben führen.“

„Ein sorgenvoller Mensch trugt nicht zum Verkehr mit anderen“, wirft Liegenfeld ein.

Elisabeth sieht ihn mitleidig an, aber sie antwortet nicht, sie weiß, daß Niemand da ist, der seine Sorgen ihm tragen hilft.

Und sie kennt ihn so sorglos, so heiter. Das junge Gesicht vor ihr, welches unter dem weißen Verband hervorsieht, hat jetzt — nach wenig Monaten — einen ganz anderen Ausdruck.

Nun trifft sie sein Blick einen Augenblick — tief und fragend.

Sie lächelt — und zeigt mit der Hand auf ihr weißes Kleid, welches ganz und gar in Fetzen um sie hängt.

„Ja, — den weißen Rock mußte ich opfern, um die Umschläge zu machen — mein kleines Taschentuch hätte nicht ausgereicht.“

„Wie mir das leid tut“, sagte er erschreckt und bedauernd, „das schöne Kleid — um meinetwillen . . .“

„Was liegt am Kleide, Herr von Liegenfeld, wenn es gilt, hülfreich zu sein.“

Wieder eine Pause.

Liegenfeld richtet sich auf: „Mir ist jetzt ganz wohl, mein gnädiges Fräulein, ich denke ich werde nach Hause gehen können — aber Sie — wie kommen Sie nach Herzfeld?“

Arnold Winkler wollte mich an den Siebeneichen erwarten, er war hinüber nach Sossdorf gefahren und ich hatte einen Krankenbesuch in der Kolonie gemacht — nun wird er schon daheim sein, da er mich nicht getroffen hat. Oder — kommt er da erst?“

Es tönt Räderrollen in nächster Nähe, ein leichter Wagen biegt um die Waldecke, zwei lebhafteste Zuckerpferde, von einem stattlichen sonnenverbrannten Manne gelenkt!

Elisabeth läuft dem Wagen entgegen. „Arnold — Arnold — ich bin hier.“

Mit einem kräftigen Griff zügelt Winkler die Pferde, mit einigen Worten hat das junge Mädchen ihn verstanden.

„Der arme Kerl — eine Hühnermacht — gut, daß er Hilfe bekam.“

Die feurigen jungen Pferde nehmen Arnold Winklers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er hört nicht, was hinter ihm die beiden jungen Menschenkinder zu verhandeln haben.

„Elisabeth — Sie haben mir heute das Leben gerettet — darf ich dies Leben nun, was ich Ihnen danke, auch Ihnen weihen — wollen Sie mein Weib werden, das Weib des Landwirts, der sich plagen muß, nicht das des flotten glänzenden Offiziers, den Sie damals kannten?“

Da lächelt das schöne Mädchen leise: „Hans Gregor — ich liebe den Mann und nicht den Rock — ich will neben dir stehen und dir deine Sorgen tragen helfen — dann . . .“

„Ja — dann Elisabeth — dann werden wir wohl mit den Pflichten fertig werden — nicht wahr?“

Selling steht auf dem gewohnten Platz der Veranda — sie hat heute ernsthafte Sorge um den Herrn — und der kommt auf dem Herzfelder Wagen mit dem Herzfelder Herrn?

Aber Gott sei dank — er ist heil und gesund — und so strahlend hat Selling ihn lange nicht gesehen, wie in diesem Augenblick, wo er seinen Arm um das erglühende Mädchen legte und sie hinführt zur Pflegerin seiner Kinderjahre:

„Sehen Sie — Selling — Sie haben mich so gewarnt vor der Mittagsfrau, und da sie mir heute erschien — hab' ich sie gleich festgehalten für immer . . .“